

# Meine Bücher sind die Summe meiner Zweifel

Von den Chancen und Risiken zu schreiben: Gedanken von Kurt Drawert, der den Walter-Kempowski-Preis erhielt – ein Auszug seiner Dankrede.

Nun aber wird es Zeit, über Walter Kempowski zu sprechen. Aber eines muss ich gleich auch gestehen: Sein Werk ist in einer Weise exorbitant, dass ich immer etwas ehrfurchtsvoll ausgewichen bin. Allein das „Echlot“ ist ein Gebirge von Text, vor dem ich mich fühlte wie der Wanderer bei Caspar David Friedrich hoch auf dem Felsen mit verlorenem Blick ins Unendliche hinein. Die Romane der „Deutschen Chronik“: Ich würde gern auf eine Insel verbannt dafür werden, um sie zu lesen. So fange ich mit „Alles umsonst“ vom Ende her an und bin sofort hineingezogen in eine Geschichte von Flucht und Vertreibung, wie sie aktueller nicht sein kann.

Doch es gibt noch etwas, das mich mit allen seinen Büchern verbindet: das Wagnis, im individuellen Schicksal die Spur der Epoche zu finden und im singulären Subjekt das Maß der objektiven Welt. Es sind

„Die eminente Lücke des  
Erinnerns braucht immer auch  
die Einbildungskraft.“

nicht die großen Sujets, die dafür bürgen, ein Zeugnis der Geschichte zu sein – es ist das Aufleuchten des Wesentlichen im Unwesentlichen ihrer Substanz, das unaufhörliche Ineinanderfließen von äußerer und innerer Realität, das einem Möbiusband gleich nie zu einem Ende findet. Die Symptome der Zeit haben ihre Bestimmung im konkreten Leben der Menschen – das zeigt er zu haben ist die enorme Leistung Kempowskis.

Es war lange umstritten, ob die Methode des Archivierens und Collagierens zu einem eigenen Stil führen kann, zur Literatur, oder nur eine gewaltige Materialsammlung ist. Heute, wo gigantische Datenströme durchs Internet jagen und die Signifikanten sich gegenseitig aus der Sichtachse schießen, noch ehe sie Bedeutung erlangen, würde diese Frage sicher niemand mehr stellen; und auch das hatte er schon antizipiert, als er 1997 „Bloomday“ herausgab, eine Transkription aller TV-Mitschnitte eines einzigen Tages. McLuhans „the medium is the message“ hätte als Motto gut dazu gepasst. Allein in der Etablierung einer neuen Ordnung der Zeichen liegt seine große schöpferische Kraft, und hier folgt er den Spuren der Tradition bis hin zu Kafka oder Arno Schmidt. Das Archiv, nicht die Fiktion ist der Motor seiner Bücher, die reale, nicht die imaginierte Welt sein Erzählgegenstand.

Damit komme ich zu einem weiteren Aspekt, dem biografischen Schreiben. Was aber ist das eigentlich? Wo beginnt und wo



Kurt Drawert: Geboren 1956 in Hennigsdorf, wuchs er in der Nähe von Berlin sowie ab 1967 in Dresden auf. 2017 erhielt der Dichter, Dramatiker, Erzähler und Essayist den mit 13.000 Euro dotierten Lessing-Preis des Freistaates Sachsen.

Foto: Christian Juppe

endet die Wirklichkeit und geht über in Erfindung und Ressentiment? Wir sehen nur, was wir wissen, heißt es bei Fernando Pessoa, und das sagt schon alles darüber, dass wir einen direkten Zugang zur Welt, wie sie ist, nicht besitzen. Die eminente Lücke des Erinnerns, durch die keine fließende Geschichte erzählt werden kann, braucht immer die Einbildungskraft, die sie ersetzt, und an diesem Punkt beginnt die Vermutung: So könnte es gewesen sein – aber anders eben auch.

Es sind Wahrscheinlichkeitsrechnungen, deren Wahrheitswert nicht mehr an der Realität gemessen werden kann, sondern nur noch an der Logik des Textes. So ist es, um hier ein Beispiel zu geben, auch völlig uninteressant, ob eine Hochzeit, die im Roman an einem Montag beschrieben wird, tatsächlich an einem Sonntag stattfand. Denn nicht das Erhabene eines Feier-

tags will die Erzählung vermitteln, sondern das Gefühl des Alltäglichen, wie sie ein Montag einleitet. Wirklichkeit und Wahrheit sind nur selten dasselbe. Das lässt jeden Hinweis auf Orte und reale Personen zu einem Wagnis werden, da es zur Überprüfbarkeit einlädt. Aber wie die Worte nicht die Sache ersetzen, die sie bezeichnen, so kann auch die Erzählung nicht die Wirklichkeit des Erzählten sein; aber sie kann in dieser Wirklichkeit, die bedeutungslos im Strom der Zeit vergeht, ihr Wesen beschreiben. Das unterscheidet Literatur von Geschichtsschreibung, die nur von außen, von ihren Fakten und Kausalketten her, auf die Welt schauen kann, elementar.

Noch etwas anderes ist, wenn der Stoff des Erzählens im Erzählenden selbst liegt – von dem Paul de Man sagt, dass jede Literatur immer auch autobiografisch fixiert ist. Was aber ist das für ein Ich, das so selbstbe-

wusst „ich“ sagt und auf der Stelle tot umfallen müsste, wenn ihm die grandiose Verknennung der Existenz im Wort „Ich“ auch nur für den Bruchteil einer Sekunde evident werden würde? Es gleicht der Anrufung eines Mondsüchtigen, der bis eben noch sicher über die Dächer spazierte und augenblicklich hinabstürzt, weil er seinen Namen gehört hat; denn das Selbstverständliche hört auf, selbstverständlich zu sein, sobald es zu einem Objekt der Reflexion geworden ist.

Es muss also, um das zu verhindern, eine blinde Zone des Sehens, Sprechens und Hörens geben, durch die wir unsere Funktionen des Sehens, Sprechens und Hörens überhaupt ausbilden und gebrauchen können. Diese blinde Zone ist die zweite, abgewandte Seite des Sprechens, ihr Unbewusstes, das sich in den Text webt und vom Autor nicht mehr beherrscht werden kann.

„Ich ist ein anderer“, heißt es schon bei Rimbaud, der damit die Moderne einleitet. Wer nun aber ist dieser Andere, mit dem sich das Ich eine Identität teilt? Es ist die Sprache, die immer schon da ist und Einfluss auf das nimmt, was und wie gesprochen wird. So entsteht ein Dialog, der noch zu keiner Person oder Gruppe oder Gesellschaft gehört; eine innere Stimme, von der man selbst kaum eine Vorstellung hat, woher sie kommt und an wen sie sich richtet und ohne Rücksichtnahme und Zensur nur einem verpflichtet ist – der Wahrhaftigkeit. Das ist die Seite der Produktion.

„Auch das gehört zum Risiko des  
autobiografischen Schreibens,  
Figur und Person nie so ganz  
voneinander trennen zu können.“

Dann aber, sobald das Buch von außen auf seinen Verfasser zurückkommt wie etwas Fremdes, mit dem er am liebsten gar nichts mehr zu tun haben würde – denn schrieb er es nicht, um etwas loszuwerden? –, bricht plötzlich die Angst auf, falsch verstanden worden zu sein, den einen oder anderen gekränkt zu haben, sich Feinde zu machen und am Ende gar vor einem Richter zu stehen wie weiland Gustave Flaubert.

Denn auch das gehört zum Risiko des autobiografischen Schreibens, Figur und Person nie so ganz voneinander trennen zu können. So war ich doch sehr gespannt, wie vor allem meine Mutter auf das Buch reagieren würde, das ja auch die Geschichte unserer Familie erzählt. Eines Tages rief sie mich zu später Stunde in Griechenland an: „Ich habe gerade dein Buch gelesen. Du wirst es nicht glauben, an einem einzigen Tag.“ Und dann sagte sie etwas, dass es mir augenblicklich die Sprache verschlug: „Du hast das wunderbar geschrieben. Ich gebe dir“, kurze Pause, „eine eins“.

## Unser Autor

- Kurt Drawert, 65, schreibt Prosa und Lyrik. Von seinen Kinder- und Jugendjahren in Dresden erzählte er in den Romanen „Spiegelland“ und „Dresden. Die zweite Zeit“. 2018 war er hier Stadtschreiber.
- Den Lessingpreis des Freistaates Sachsen erhielt er 2017. Er ist Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste.
- Der Walter-Kempowski-Preis für biografische Literatur wird vom Land Niedersachsen vergeben, er ist mit 20.000 Euro dotiert.